



## Wir kommentieren

**ein Beispiel des ökumenischen Lebens:** Man kommt nicht zusammen, wenn man «etwas gegeneinander hat» – Sind wir frei von unbewußten Ressentiments? – Einander innerlich begegnen – Die ökumenische Bewegung der Schweizerfrauen: Vortragsdienst – Saffa – Mittagsgebet – Badener Konferenz – Nicht über Ökumene reden, sondern Ökumene leben.

**zwei Gerichtsurteile über Pornographie:** Einstampfung eines chinesischen Romans – Beschlagnahme japanischer Holzschnitte – Unterschied zwischen Kunst und Pornographie – Im Schweizerischen Strafgesetzbuch zu wenig beachtet – Ein Mangel des Gesetzes? – Auf die Absicht des Herstellers kommt es vor allem an – Doppelte Lösung: Schutz des Publikums vor unzünftigen Erzeugnissen – Schutz des Kunstwerkes vor unzünftigem Gebrauch.

## Konzil

**Rückblick und Ausschau (fünfter Bericht von Mario Galli):** Die Bischöfe sind mit der 1. Session äußerst zufrieden – Eine fünffache Entdeckung auf dem Konzil: 1. Die Katholizität: Die katholische Kirche ist nicht die lateinische – 2. Die Ökumene: Innerkatholische Ökumene öffnet den Weg zur «großen Ökumene» – Das Apostelkonzil als Vorbild – 3. Die Liturgie: Der «Sinn für Liturgie» ist erwacht – 4. Das Bischofsamt: Der Lokalbischof ist Repräsentant für seine Diözese in ihrer Eigenart und Einmaligkeit – 5. Die Situation: Selbst theologische Äußerungen sind «zeitbedingt» – Diese Entdeckungen können nicht mehr rückgängig gemacht werden – Das ist unsere Hoffnung.

## Spanien

**Spannung und Krise im spanischen Klerus:** Vertrauenskrise zwischen Regierung und Episkopat

– Aber auch zwischen dem hohen und dem jungen Klerus – Die Ursachen: Ausbildung des hohen Klerus – Vor dem Bürgerkrieg abgeschlossen – Schmalspurtheologie – Weltfremdes Leben in den Seminarien – Deshalb kein Gespür für die Zeitprobleme – Die neue Generation: Andere Bewertung des Bürgerkrieges – Aufgeschlossenheit für die soziale Frage – Moderne Apostolatsmethode noch nicht gefunden – Diese Spannungen können sich als fruchtbar erweisen – Die große Verbündete der jungen Generation: die Zeit.

## Literatur

**Wo ist Schwedens christliche Seele?:** Zu Pär Lagerkvists neuem Roman «Pilger zur See» – Inhalt des Romans – Deutung – Symbol für die schwedische Situation? – Die christliche Seele Schwedens ist nicht tot – Die Frage nach Gott bricht neu auf.

## KOMMENTARE

### Ökumenische Haltung

Wir stehen im Zeichen der konfessionellen Annäherung. Die Atmosphäre im öffentlichen Leben hat sich merklich gebessert, evangelische und katholische Theologen sind miteinander im Gespräch, und es wird das Gemeinsame gesucht, nicht das Trennende. Das erfüllt alle, denen die Einheit der Christen ein Anliegen ist, mit Zuversicht und Hoffnung. Nun ist die Bereinigung theologischer Differenzen wohl grundlegend wichtig für jeden Fortschritt in der Wiedervereinigung der getrennten Christen, aber es gibt noch andere, ebenso wichtige Hindernisse zu überwinden. Es ist doch erstaunlich, an wievielen Konzilien die theologischen Differenzen zwischen der östlichen und der westlichen Kirche bereinigt wurden und der Wiedervereinigung nichts mehr im Weg stand als eben die Tatsache, daß Griechen und Lateiner einander ablehnten. Das hat seine historischen Gründe (Prestige-Fragen, Rivalitäten, alte Ressentiments, die Zerstörung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer), Ereignisse, die in der Volksseele wach geblieben sind. Man kann nicht zusammenkommen, wenn man «etwas gegeneinander hat ...» Wer will behaupten, daß wir Heutige, 450 Jahre nach der Reformation, frei sind von unbewußten Ressentiments und Vorurteilen? Es braucht nur eine Taktlosigkeit, eine unbedachte Handlung, und schon brechen längst widerlegte Behauptungen, Anschuldigungen, alte Leidenschaften aus dem Unbewußten hervor, die uns oder die andern zutiefst verletzen. Überdies sorgen die Geschichtsbücher dafür, daß all das Unrecht, das wir einander angetan haben, jeder Generation von neuem bewußt wird. Hier ist auf beiden Seiten noch viel abzutragen.

Die äußere geographische Aufteilung in katholische und evangelische Länder und Gebiete hat die falschen gegenseitigen Vorstellungen unbehelligt weiterleben lassen, weil man die andersgläubigen Menschen ja höchstens als «Einzelexemplar» zu Gesicht bekam. Heute leben wir nicht mehr getrennt, wir sind überall Arbeitskollegen, Nachbarn und Hausgenossen, wir kommen ins Gespräch von Mensch zu Mensch, wir lösen viele Aufgaben gemeinsam, weil wir eingesehen haben, daß es im gegenseitigen Interesse liegt, wenn wir zusammenstehen, statt uns zu bekämpfen. Das genügt jedoch nicht. Es muß noch viel Wesentlicheres geschehen: wir müssen auch innerlich zusammenkommen, wir müssen die andersgläubigen Christen kennen und lieben lernen und ihre Überzeugung achten. Wir müssen Brüder und Schwestern werden, denn wir können nie zusammenkommen, wenn wir uns innerlich ablehnen. In dieser Entwicklungslinie liegt eine

ökumenische Bewegung der Schweizerfrauen.

Zu Beginn des letzten Weltkrieges wurde vom Evangelischen Frauenbund, vom Schweiz. Katholischen Frauenbund und vom Verband Christkatholischer Frauenvereine gemeinsam der «Vortragsdienst der Schweizerfrauen» gegründet, weil die Frauen auf bewußt christlicher Grundlage gemeinsam etwas zur geistigen Landesverteidigung beitragen wollten. Referentinnen beider Konfessionen hielten in Frauenkreisen, in Fabriken und Betrieben mit weiblicher Belegschaft Hunderte von Vorträgen, und die Zusammenarbeit bewährte sich aufs beste. Nach Kriegsende war die Vortragstätigkeit beendet, der Vorstand, das heißt die Delegierten der drei obgenannten Verbände, hatte jedoch jedes Jahr eine Zusammenkunft, um Probleme,

die alle christlichen Frauen gemeinsam interessieren, zu besprechen und um offen und bereit zu sein, falls sich wieder einmal eine größere gemeinsame Aufgabe zeigen sollte.

Diese Aufgabe stellte sich den Frauen an der SAFFA 2\*. – Sie bauten eine kleine Kirche, die allen drei Konfessionen diene, und reformierte, katholische und christkatholische Frauen übernahmen gemeinsam deren Betreuung. Das war nun nicht mehr nur ein gemeinsames Interesse, eine gemeinsame Aufgabe, es war viel mehr: ein gemeinsamer Dienst, ein gemeinsames Zeugnis, ein gemeinsames, wenn auch verschiedenes Bekenntnis zum einen Herrn und Meister. Die Frauen aus der ganzen Schweiz, die die Saffakirche gemeinsam betreuten, Auskunft gaben, Gottesdienste ansagten, Plätze anwiesen, lernten einander nicht nur persönlich schätzen und lieben, sie erlebten auch, wenigstens vom Vorraum her, die Gottesdienste der verschiedenen Konfessionen, sie vereinigten sich jeden Mittag um ein Uhr mit den Ausstellungsbesuchern der verschiedenen Konfessionen im Kirchlein zum Mittagsgebet für die Einheit der Christen. Das bewirkte, daß man die Glaubensspaltung als einen echten innern Schmerz empfand, die andere Konfession kennen lernte und in ein ganz neues Verhältnis zueinander kam. Nicht mehr die sachliche Aufgabe, sondern die menschliche Begegnung führte sie zusammen. Hier wurden Beziehungen geknüpft, Freundschaften geschlossen, die nach Schluß der Saffa nicht mehr aufgelöst werden konnten. Hier war eine Linie überschritten, hinter die man nicht mehr zurück konnte. Es gibt Erlebnisse, die sich nicht nur momentan einprägen, sondern ihre Konsequenzen in der inneren Einstellung und äußeren Haltung fordern. Man hatte erfahren, daß es einen Weg gibt zueinander: den Weg der Liebe und der gegenseitigen Bejahung.

So fanden sich nach Schluß der Ausstellung die gleichen Frauen zusammen und beschlossen, sich auch weiterhin in den Dienst der Einheit der Christen zu stellen. Es gelang, das Mittagsgebet für die Einheit der Christen in Zürich einzuführen. Seither wird nun (da es keine gemeinsame Kirche mehr gibt) jeden Freitag um ein Uhr mittags in der Wasserkirche (evangelisch), in der Liebfrauenkirche (katholisch) und in der Augustinerkirche (christkatholisch) das gleiche Gebet gesprochen mit gegenseitiger Fürbitte, und alle Frauen stehen im Geiste und mit dem Herzen vereint vor Gott. Der Besuch hat nicht etwa ab-, sondern eher zugenommen. In der Liebfrauenkirche wird jeweils vorher, um halb eins, eine hl. Messe für das Konzil und die Wiedervereinigung der Christen gefeiert. Der Zusammenschluß der Frauen nennt sich «Schweizerische Arbeitsgemeinschaft der konfessionellen Frauenverbände». Dieser gehören namhafte Frauen, einzeln oder als Delegierte der drei konfessionellen Frauenorganisationen, an. Man muß den Akzent auf das Wort «Gemeinschaft» legen, man wird nicht Mitglied eines Vereins, sondern man stellt sich in den Dienst, wenn und weil einem die Annäherung der Konfessionen ein Herzensanliegen ist. Es gibt einen Vorstand, der ziemlich regelmäßig zusammenkommt, um Zusammenkünfte zu organisieren. Es gibt ferner einen erweiterten Kreis, kleinere Konferenzen für dreißig bis fünfzig Frauen, die der gegenseitigen Orientierung dienen, zum Beispiel über religiöse Bücher (Bonhoeffer und Teilhard de Chardin), über die Weltkirchenkonferenz in New Delhi und das Konzil in Rom, Fragen der christlichen Lebensgestaltung, Austausch von Gedanken und Erfahrungen. Vor allem aber werden in diesem Kreis die Konferenzen, die alle zwei Jahre in Baden stattfinden für 150–180 Frauen, vorbereitet.

Die erste dieser Konferenzen stand unter dem Motto: «Die christliche Frau zwischen Gestern und Morgen» (1960); die zweite: «Hoffnung und Dienst in einer bedrohten Welt» (1962). An der letzteren wurde neben dem Referat und verschiedenen Voten gemeinsam in kleinen Gruppen von etwa 20 Frauen der zum Thema gehörende Text aus dem Epheserbrief

\*Schweizerische Ausstellung für Frauenarbeit und Frauenschaffen.

(Eph. 6/10–18) erarbeitet. Diese gemeinsame Bibelarbeit hat allen einen tiefen Eindruck hinterlassen. Vor allem dienen diese Konferenzen der Begegnung mit andersgläubigen Frauen, der menschlichen Annäherung, einer echten inneren Verbundenheit, während die Themen und Voten eine gemeinsame christliche Haltung und Einstellung zu den Problemen des heutigen modernen Lebens geben sollen. Diese Veranstaltungen werden intensiv vorbereitet und vor allem innerlich mitgetragen im Gebet. Viele neu hinzukommende Teilnehmerinnen waren sehr beeindruckt vom Geist der Liebe, in dem sie in die Gemeinschaft hineingenommen wurden, und da die meisten in ihrer Familie, in Beruf und Öffentlichkeit oder in ihrer Kirchgemeinde Verantwortung tragen, darf man annehmen, daß sich dieser Geist im täglichen Leben auswirkt. – Im November 1961 hat die Arbeitsgemeinschaft in der Presse einen Aufruf erlassen zur Fürbitte füreinander in den Anliegen dieser Zeit, unterschrieben von den drei konfessionellen Frauenverbänden. Fast alle namhaften Zeitungen haben ihn abgedruckt. Für Advent und Weihnachten 1961 wurde eine Karte gedruckt (60 000 Exemplare) mit dem Text eines Gebetes der Fürbitte für die Mitmenschen im Geist der Mitverantwortung aller Christen am Weltgeschehen.

Das, was in Zürich begonnen wurde, fängt nun an, Früchte zu tragen, indem auch an andern Orten Frauen der drei Konfessionen sich zusammenfinden, um zuerst einmal im kleinen Kreis sich gegenseitig kennenzulernen, zusammenzukommen, gemeinsam zu beten (Einführung des Gebetes für die Einheit der Christen wie in den Zürcher Kirchen in einer den Verhältnissen angepaßten Form), um eine ökumenische Haltung aus dem Geist der Liebe zum andersgläubigen Mitchristen wachsen zu lassen, um echte Gemeinschaft zu verwirklichen. So in Basel, Bern, St. Gallen, Olten ...

### Gelebte Gemeinschaft

Es ist klar, daß sich in erster Linie Frauen, die in ihrem Glauben verwurzelt sind, in den Dienst der Einheit der Christen stellen, und es ist eine Erfahrungstatsache, daß viele Frauen gerade durch die Begegnung mit den Andersgläubigen den Wunsch äußerten, ihren eigenen Glauben besser kennenzulernen und zu vertiefen. Es soll nicht nur Toleranz, sondern echte Gemeinschaft in Christus verwirklicht werden, und so ist gerade dieser Wunsch nach Vertiefung ein Weg zu einer wahrhaft ökumenischen Haltung, denn je näher wir Christus sind, desto näher kommen wir uns auch als Menschen und Christen.

Es handelt sich also nicht um einen Zusammenschluß der konfessionellen Frauenverbände für irgendein gemeinsames Interesse, aus irgendwelchen taktischen Gründen, sondern um Gemeinschaft zu leben, um den Frauen die gemeinsame christliche Sendung in die Welt bewußt zu machen, um innerlich zusammenzuwachsen, füreinander einzustehen im Gebet und vor der Welt, um eine christliche Schau des Lebens zu erarbeiten und um ein glaubhaftes Zeugnis des Willens zur Einheit vor der Welt abzulegen. Es soll das gemeinsame Christliche, nicht das konfessionell Trennende betont werden.

Die Zusammenkünfte sind keine Diskussionszirkel, es werden keine theologischen Fragen erörtert, es soll nicht über Ökumene geredet, sie soll vielmehr gelebt und verwirklicht werden durch echte menschliche Liebe und Verbundenheit. Durch den Abbau der Vorurteile und Ressentiments, durch gegenseitiges Verständnis entsteht eine Atmosphäre des Vertrauens, es können Fragen der christlichen Lebensgestaltung, der religiösen Erfahrung besprochen werden, die Sprache und religiöse Ausdrucksweise der andern wird verstanden, man wächst innerlich zusammen, kann gemeinsam beten, und damit erfaßt man seine Mission, das heißt Sendung, diesen Geist in jeder menschlichen Begegnung im Alltag wirken zu lassen, füreinander einzustehen in und vor der Welt. Damit entsteht eine immer breitere Basis und Bereitschaft unter den christlichen Frauen, gemeinsam für die vielen Fragen und Probleme des modernen Lebens christliche Antworten und Lösungen zu finden. Für jede einzelne Frau handelt es sich darum, das größte christliche Gebot der Nächstenliebe ohne Hintergedanken und Ausnahmen wahrhaft und von Herzen zu erfüllen. Das ist das Zeugnis, das diese Frauen ablegen wollen als Ausdruck einer ökumenischen Haltung.

Hanni Zahner

## Bücher einstampfen, Bilder verbrennen?

Im vergangenen Jahr sind in der Schweiz zwei Urteile gefällt worden, die zeigen, daß unsere Gerichte den Kampf gegen die Pornographie ernst nehmen: Ein Verlag mußte die Restauflage der deutschen Übersetzung eines chinesischen Romans einstampfen, dessen Inhalt die Gerichte – zuletzt das Bundesgericht (BGE 87 IV, 73 ff.) – als ernstzunehmenden Verstoß gegen unser sittliches Empfinden beurteilt hatten. Aus dem gleichen Grund schützte das Walliser Obergericht die Beschlagnahmung japanischer Holzschnitte aus dem Besitz eines Antiquars. Der Rekurs an das Bundesgericht ist in diesem Fall noch hängig.

Trotz des ethischen Ernstes, der aus diesen Urteilen spricht, kann man sich über sie nicht ganz freuen. Gerne würde man einstimmen: Schmutz ist Schmutz – und tritt er auch in exotischem Dekor auf. Man würde sich nicht wehren, wenn die Behörden gegen allfälligen Import chinesischer und japanischer «Schmutzheftli» mit der gleichen Strenge vorgehen wollten wie gegen europäische und amerikanische Erzeugnisse dieser Art. Aber es geht hier gerade nicht um «Schmutzheftli», sondern um einen Roman und um Holzschnitte, wobei zumindest diese letzteren von einem allgemein anerkannten Künstler, *Hokusai*, stammen. Können wir uns mit dem Argument des Bundesgerichtes einverstanden erklären: «Artikel 204 (des schweizerischen Strafgesetzbuches) macht keinen Unterschied, ob die Schrift oder das Bild offensichtlich in die Kategorie pornographischer Erzeugnisse gehöre oder ob es sich bei der Darstellung um ein Werk der Kunst oder der Literatur handle»? Oder zeigt sich hier

ein Mangel des Gesetzes?

Tatsächlich, warum sollte anderes Recht gelten, wenn Hokusai einen Liebhaber im Verkehr mit einer Dame malt, als wenn «Mr. Fred J. Sex-Business» eine analoge Szene photographiert und zu guten Preisen verbreitet? Man kann natürlich einwenden, in Japan seien solche Dinge lange nicht so verpönt wie bei uns, dagegen empöre man sich dort über die Schamlosigkeit, mit der man sich in Europa in der Öffentlichkeit küsse, was in Japan als privateste Intimität gelte; so sei die ganze Affäre der betrübliche Ausdruck unserer mangelnden Aufgeschlossenheit für fremde Völker. Aber um die Wirkung im Osten kann es dem schweizerischen Gericht gar nicht gehen, es hat nur zu entscheiden, ob bei uns «das Dargestellte als solches objektiv geeignet ist, unzüchtig zu wirken». Und da ist nun kein Zweifel: auch Romane, Holzschnitte, auch fernöstliche, auch wenn sie von erstklassigen Künstlern stammen, können auf uns Schweizer unzüchtig wirken.

Also gehören nicht nur die «Schmutzheftli», sondern auch die Romane und die Holzschnitte eingestampft?

Diese Gleichstellung kann man nicht vornehmen. Warum nicht? Weil es etwas grundsätzlich anderes ist, ob eine Darstellung erzeugt wird genau um ihrer unzüchtigen Wirkung willen, oder ob sie um einer künstlerischen Wirkung willen erzeugt wird und nur zufällig unzüchtig wirkt. Die Produkte des «Mr. Fred J. Sex-Business» sind an sich, in Wesen und Zweck, unzüchtige, pornographische Erzeugnisse. Ihre Herstellung ist immer und überall unsittlich. Sie verdienen nichts anderes, als konfisziert und eingestampft zu werden.

Mit Kunstwerken steht es anders. Natürlich können wir den Fall nicht ausschließen, daß ein Künstler in einer schwachen Stunde seine künstlerische Technik zu unsittlichen Zwecken mißbraucht. Aber auf der andern Seite muß es möglich bleiben, auch «heikle» Themen künstlerisch zu behandeln, ohne daß gleich Anklage auf Pornographie erhoben wird. Der nackte Mensch, das Liebesspiel etwa, sind Gegenstände, deren öffentliche Vorführung wir als unsittlich ablehnen, obwohl die Sache selbst nicht unsittlich ist. Und weil nun auch die künstlerische Darstellung nicht dasselbe ist wie die öffentliche Vorführung

in natura, braucht sie keineswegs unsittlich zu sein. Ja selbst die künstlerische Darstellung unsittlichen Verhaltens braucht selbst nicht unsittlich zu sein. So schildert Augustinus in seinen «Bekenntnissen» seine wilde Ehe – offensichtlich ist diese Schilderung nicht selbst unsittlich, denn sie will vor dem geschilderten Verhalten warnen. Goethe stellt in seinen «Römischen Elegien» seine Stunden mit Faustine dar – handelt er unsittlich, weil seine Gedichte keinen Abscheu vor solchen Erlebnissen wecken? Aber die Gedichte sind keine Darstellung von Wirklichkeit – Goethe hatte in Rom keine solchen Erlebnisse –, sie sind eine Vision von Schönheit. Der Verkehr von Mann und Frau wird zur Metapher für die Schönheit des Sich-findens in einer Welt, für die man sich geschaffen fühlt. Und die Schönheit dieser Metapher kann wiederum eine Möglichkeit zur Erhöhung, zur Vermenschlichung der Beziehung zwischen Mann und Frau zeigen. Zu den Bausteinen dieser Vision gehört unter anderem auch, was man – wären es wirkliche menschliche Handlungen – als unsittliches Verhalten bezeichnen würde. Gewählt wurde es aber nicht wegen seiner ethischen Qualität der Unsittlichkeit, sondern wegen seiner ästhetischen Qualität der Schönheit, was innerhalb der Kunst gerechtfertigt ist.

Gelangt nun ein solches Kunstwerk vor den Betrachter, so ergibt sich in seiner Wirkung eine gewisse Dialektik zwischen positiver ästhetischer und negativer ethischer Wirkung. Das «unsittliche» Detail kann die künstlerische Absicht unter Umständen übertönen. So sagt auch das Gericht: «Für die heutige Beurteilung ist nur von Bedeutung, ob der moralische Gehalt des Werkes auf den westlichen Leser der Gegenwart einen so nachhaltigen Eindruck macht, daß dadurch das an sich Anstößige des in Wort und Bild Dargestellten verdrängt wird und die Gesamtwirkung des Buches nicht mehr als unzüchtig bezeichnet werden kann». Das Problem liegt nun darin, daß es den «westlichen Leser der Gegenwart» nicht gibt. Es gibt nur je einzelne Leser im Osten wie im Westen, in der Vergangenheit wie in der Gegenwart. Und von diesen Einzelnen sind einige ästhetisch empfindsam genug, dem künstlerischen Anspruch des Werkes zu folgen, und andere sind lüstern genug, das Kunstwerk als Steinbruch von Obszönitäten zu verwenden. Wobei in jedem Fall die Grenzen anders liegen, und zudem – auch ich habe schwache Stunden.

Aber soll nun für diese menschliche Schwäche der Künstler oder das Kunstwerk büßen? Soll das Werk vernichtet werden, damit keiner Anstoß nehme? Liegt hier nicht ein

doppeltes Schutzbedürfnis

vor: Schutz des Publikums vor unzüchtigen Erzeugnissen und Schutz des Kunstwerks vor unzüchtigem Gebrauch?

Entschließen wir uns zu dieser Betrachtungsweise, so wird die Frage «Kunst oder Pornographie?», die Frage nach der Absicht des Herstellers – die das Gericht zurückstellt – entscheidend. Will der Hersteller Unzucht, so ist das Erzeugnis Pornographie und verdient keinen Schutz; vielmehr das Publikum muß geschützt werden. Will der Hersteller Kunst – und das kann er mit seinen weiteren Werken beweisen –, so ist das Erzeugnis ein Kunstwerk und muß, falls es Anstoß erregen könnte, vor einem inkompetenten Publikum geschützt werden.

Wer hat nun dem Kunstwerk diesen Schutz zu geben? In erster Linie der Besitzer. Ist nun der Besitzer ein Verleger, das Kunstwerk ein chinesischer Roman, der einen Jüngling darstellt, welcher, von einem Weisen auf den Weg der Tugend gewiesen, das Laster wählt und erst nach ausführlichen Erlebnissen – die den Hauptteil des Romans ausmachen – erkennt, daß er fehlgegangen ist, so wird man kaum sagen können, der Besitzer habe das Kunstwerk vor einem inkompetenten Publikum geschützt, wenn er seine deutsche Übersetzung in einigen tausend Exemplaren auf den Markt geworfen hat. Der beste Schutz wäre wohl die chinesische Sprache gewesen, die dafür gebürgt hätte, daß nur Sinologen mit dem nötigen Verständnis für

chinesische Kunst das Werk gelesen hätten. Das Urteil auf Vernichtung der Restauflage wird man daher gutheißen können, zumal dabei das Originalwerk nicht angetastet wurde. – Was die japanischen Holzschnitte darstellen und was ihr Besitzer damit beabsichtigt hat, ging aus der entsprechenden Zeitungsnotiz nicht hervor, und das Walliser Obergericht hat für gut befunden, die Urteilsbegründung nur an «direkt interessierte Personen» herauszugeben. Nehmen wir nun an, die Schnitte zeigen – ein bekanntes Thema des Hokusai – einen Liebhaber im Verkehr mit einer Dame. Und nehmen wir weiter an, der Besitzer der Bilder sei «Mr. Fred J. Sex-Business» selbst, und er versuche – wie auch immer – die Bilder möglichst von ihrer anstößigen Seite her zu zeigen, um damit ein möglichst großes Geschäft zu machen.

Ist nun der Allgemeinheit gedient, wenn die Bilder kurzerhand konfisziert und verbrannt werden? Nein, die Bilder müssen lediglich vor Mißbrauch durch den Besitzer und seine Kundschaft geschützt werden. Denn sie sind Werke eines genialen Künstlers, schützenswertes Kulturgut. Warum sie im Falle des Mißbrauchs durch den Besitzer nicht einfach einer öffentlichen Kunstsammlung zu treuhänderischer Verwaltung übergeben? Wenn sie im Museum unter andere Werke des Künstlers eingereiht werden, so verlieren sie ihre gefährliche Exponiertheit und gewinnen ihren künstlerischen Sinn zurück.

Gesetzt aber, der Besitzer sei einfacher Sammler, freue sich an

seinen Bildern, zeige sie gelegentlich andern Kennern und sende die Schnitte einmal an eine Ausstellung, so wäre Konfiskation und Vernichtung pharisäische Barbarei, eine Tat, die gegen die gleiche Ethik verstößt, auf die sie sich zu ihrer Rechtfertigung beruft.

Zusammenfassend: Wir glauben nicht, daß eine alle berechtigten Ansprüche befriedigende Rechtsprechung ohne die grundsätzliche Scheidung von Pornographie und Kunst zustandekommen kann. Diese Unterscheidung wird sich durch einen Blick auf die übrigen Erzeugnisse desselben Herstellers treffen lassen. Sie zeigt, welche Maßnahmen im jeweiligen Fall zu treffen sind: Schutz des Publikums vor Pornographie oder Schutz des Kunstwerks vor pornographischem Mißbrauch. Der Verdacht auf Pornographie oder auf pornographischen Mißbrauch ist vor allem dann gegeben, wenn geschäftliche Interessen im Spiel sind. Pornographie muß vernichtet werden. Das Kunstwerk vor pornographischem Mißbrauch zu schützen, ist zunächst Aufgabe des einzelnen Betrachters, dann und vor allem Aufgabe des Besitzers, und erst wenn dieser versagt, Aufgabe der Behörde. Sie erfüllt diese Aufgabe, indem sie das Kunstwerk seinem eigentlichen Zweck wieder zuführt, in extremen Fällen, indem sie das Werk teilweise oder ganz unter Verschuß hält. Nie aber kann der Schutz des Kunstwerks in seiner gänzlichen Vernichtung bestehen.

*Dr. Karl Peter*

## Konzilsrückblick und Ausschau

Wie es nun in andern Ländern ist, kann ich nicht sagen. Die auf ein paar Quadratkilometer zusammengerückte Hierarchie, die in ein paar Stunden sich abhören ließ, wenn einer sein Hörrohr geschickt zu gebrauchen wußte, gibt es nun nicht mehr. Aber von dem wenigen Greifbaren aus zu urteilen, hat es den Anschein, daß die Bischöfe mit der ersten «Sessio» äußerst zufrieden sind.

Das ist erstaunlich aus zwei Gründen. Zunächst, weil sie, solange sie in Rom waren, dauernd hin und her schwankten: bald jubelten sie auf, bald jammerten sie: «so kann es nicht weitergehen», bald sahen sie aus wie ein geschlagener Heerhaufen. An einem Tag kamen sie strahlend aus St. Peter heraus und flüsterten: «nur 40 waren dagegen»; ein andermal brummten sie mißvergnügt: «man hält uns hin»; ein drittes Mal gab es sogar nicht wenige, die wütend von einem «Hinterhalt» sprachen, in den sie geraten seien, und ein viertes Mal fiel mir einer wie nach einem Eishockeymatch buchstäblich um den Hals und stammelte: «Sieg». Er hatte bestimmt einen Fernsehapparat zu Hause. Strich unter das Ganze. Zusammengezählt ergibt sich eine Mischung: Nicht gut, nicht schlecht. Einige gute Ansätze, gewiß. Aber auch große Schwierigkeiten, die noch nicht überwunden sind. Zum gleichen Resultat kommt man, wenn man vom Erlebnishaften absieht und die konkreten Ergebnisse vornimmt. Positiv sind Einleitung und erstes Kapitel des Liturgieschemas «verabschiedet». Das reicht gerade bis zum Beginn des Kapitels über die Messe ... Positiv ist in den Grundzügen das Schema über Massenmedien beurteilt worden. Die wichtigen dogmatischen Vorlagen jedoch fanden allesamt keine Gnade. Ob bei der Neubearbeitung durch die Kommissionen mehr als ein Kompromiß herauszuschauen wird, ist ungewiß. Der Versuch Kardinal Suenens, das Kirchenthema zum zentralen Anliegen des Konzils zu machen, ist jedenfalls formell nicht durchgedrungen. Auch sein Antrag, darüber abzustimmen, ob man ein Sekretariat vom Hl. Vater erbitten solle, das sich mit den großen Weltproblemen befaßt, wurde nicht realisiert. Gewiß, die neu eingesetzte Koordinationskommission erweckt Vertrauen. Die ihr beigegebenen fünf Subsekretäre des Konzils sind junge und hervorragende Männer. Sie werden dafür sorgen, daß in der Zwischenzeit nicht nur gearbeitet wird (das

geschah auch in der Vorbereitungszeit des Konzils), sondern auch der Wille der Konzilsmehrheit berücksichtigt wird. Das bedeutet, ohne Zweifel, eine Hoffnung. Bedeutet es aber mehr?

Ich hatte am 4. Dezember mit drei anderen Herren ein Radiogespräch zu machen. Unser Gesprächsleiter schloß die Sendung mit einem Satz ab, der die sichere «Erwartung» eines guten Konzilsendes auszudrücken schien. Kaum hatte er geendet, schüttelte er den Kopf: «Das ist nun doch zu positiv geraten», meinte er, «ich will den Satz nochmals formulieren.» Wir waren alle der gleichen Meinung. Die erste Formulierung wurde also getilgt und durch gedämpfte Hoffnung ersetzt. So sah das aus! Sicher, Journalisten sind meistens ein Grad kritischer als es der Wirklichkeit entspricht. Das gehört vielleicht zu ihrer Aufgabe: sie müssen den Dingen «Relief» geben. Das Publikum weiß das – und macht schon seine Abstriche. Aber trotzdem: mehr als eine «Hoffnung» hätte ich auch in aller Nüchternheit nicht für richtig gehalten.

Nun, die Bischöfe haben offensichtlich mehr als eine Hoffnung. Sie sind der Überzeugung, «Ergebnisse» mit nach Hause gebracht zu haben, die ihnen nicht mehr zerrinnen, die, von dem weiteren Verlauf des Konzils ausgebaut, in feste Formeln gefaßt werden können, gegen die es aber keine Mauern gibt und die sich nicht mehr in ihr Gegenteil verwandeln lassen. Und diese Überzeugung hält an – auch jetzt noch, einen Monat nach dem 8. Dezember –, wie ich mich überzeugen konnte. Sie war also nicht bloß eine euphorische Stimmung des Augenblicks. Sie hält an, obwohl man inzwischen von einer angedrohten Maßregelung eines holländischen Professors hörte, der den römischen Zentralismus als das Haupthindernis für eine gedeihliche Entwicklung des ökumenischen Gesprächs bezeichnet hat. Das war gewiß kein ausgewogener, sondern ein mißverständlicher Satz, aber die jähe Androhung der Amtsentsetzung scheint doch auch wie ein Rückgriff in gerade die Handlungs- und Denkweise, gegen welche die Konzilsväter sich so eindrücklich gewehrt hatten. Aber auch das dämpfte den Optimismus der Bischöfe nicht. Worauf gründet er sich?

Ich legte die Frage einem belgischen Theologieprofessor vor, der selbst am Konzil teilgenommen hatte. «Darüber habe ich mir auch Gedanken gemacht», erwiderte er. «Ich glaube, die Bischöfe haben recht mit ihrer Überzeugung, denn sie haben in dieser Sitzungsperiode eine fünffache Entdeckung gemacht, die sich notwendig auf ihr Handeln auswirken muß. Sie wird auch den weiteren Verlauf des Konzils bestimmen, denn man kann eine Entdeckung nicht wieder rückgängig machen. Wie es unmöglich wäre, auf dem Gebiet der Physik eine einmal gemachte Erkenntnis unwirksam zu machen, zum Beispiel die Entdeckungen der Kernphysik

einfach einzusargen, so auch hier. Gewiß, das ist nur eine Analogie, aber sie besteht und selbst jene, denen die Entdeckung mehr Angst als Freude bereitet (denn jede Entdeckung hier auf Erden birgt auch Gefahren in sich), können nicht verhindern, daß sie sich auswirkt. Man hat von der Frucht gegessen – und die Augen sind aufgegangen! Das gilt von der verbotenen Frucht – und von der gebotenen nicht minder.» «Und welches ist, nach Ihrer Meinung», frug ich, «die fünffache Entdeckung der Konzilsväter?»

### Die Entdeckung der Katholizität

ist an erster Stelle zu nennen. Sie besteht zunächst in der Einheit in der Vielfalt. Einzelheiten dazu haben viele bereits in diesen Konzilsberichten gestanden. Ich erinnere nur an die Fülle der Liturgien, die Tag für Tag am Anfang der Sitzung den Konzilsvätern vor Augen geführt wurde. Welche Vielfalt! Sogar eine Messe in polnischer Sprache (selbst im Kanon) in lateinischem Ritus wurde gefeiert als Weiterentwicklung des Wirkens von Cyrill und Methodius (so erzählte mir ein Konzilsvater). Und der Papst jubelte an seinem Krönungstag über «die eine Kunst in vielen Gestalten».

Dann die Kontakte von Kontinent zu Kontinent. Gar manches, wovon der einzelne geglaubt hatte, es sei der einzig mögliche Ausdruck unseres Glaubens, zeigte sich als bloß situationsbedingt, als auswechselbar. Wir beten zum Heiligen Geist: «Mach geschmeidig, was da verhärtet ist». Nun, das geschah! Jeder einzelne lernte unterscheiden: Wesentliches, was nicht geändert werden kann – die «Substanz des Glaubens» nannte es der Papst – und deren «veränderliche Einkleidung», die konkrete Ausgestaltung und Fixierung in Riten, Gesetzen, Gebräuchen, die je nach Geschichte und konkreten Umständen eine gewaltige Variationsbreite aufweisen kann. Fast beängstigend war dieses Erlebnis, wenn zum Beispiel Patriarch Maximos IV. und seine Suffraganen von der Andersartigkeit (bis ins Denken) der Orientalen berichteten. «Die katholische Kirche ist nicht die lateinische». Mancher Bischof mag überlegthaben, ob seine Gläubigen nicht manchmal an Formen hängen, die eben nicht «das Heil» sind, so als wären sie es! Aber offensichtlich überwog das Erlebnis der Katholizität alle Angst und Furchtvorstellungen.

Geboren wurde es, vergessen wir das nicht, aus dem Gespräch. Vergessen wir nicht: die Verschiedenheit allein macht nicht die Katholizität. Sie wird beglückend dort und nur dort, wo sie getragen wird von der Atmosphäre des Vertrauens, des Vertrauens in den andern und andersartigen Bruder, dessen Rechtgläubigkeit man nicht in Frage stellt. Ich war sehr überrascht, wie aus diesem Erlebnis der Katholizität ganz von selbst und ohne Absicht sich die zweite Entdeckung ergab:

### Die Ökumene.

Sie war sehr vielen Bischöfen eine unbekannte Sache. Ich stutze, als ein Südamerikaner mir sagte, eine Reihe von Bischöfen aus allen Erdteilen hätten eine Art «Konferenz» gegründet, die sie «die kleine Ökumene» nannten. Die dort Versammelten gebrauchten das Wort zunächst in dem Sinn, wie man das Konzil ein «ökumenisches Konzil» nennt, das heißt ein Konzil, das alle katholischen Bischöfe, und nur sie, umfaßt. «Kleine Ökumene» besagt eine kleine, aber repräsentative und überschaubare Auswahl der «großen Ökumene», welche die Gesamtheit darstellt. Der Doppelsinn des Wortes «Ökumene» ärgerte mich zunächst. Er hat in der Geschichte dieses Konzils schon zu so vielen Mißverständnissen Anlaß gegeben. Als ich aber mit meinem Südamerikaner, in dessen Diözese es keine Protestanten gibt, länger sprach, wandelte sich mein Unmut in Staunen. Genau die Haltung, welche diese «kleine Ökumene» im gegenseitigen Gespräch sich erarbeitete, war es, die auch unerläßliche Vorbedingung ist für das «ökumenische Gespräch» im modernen Sinn des Wortes, als Annäherung der voneinander getrennten Christen, der Katholiken und Protestanten und Orthodoxen. Die Entdeckung der Katholizität der Kirche war die Voraussetzung (und Einübung) für die Entdeckung der not-

wendigen ökumenischen Einstellung gegenüber den «andern» Christen.

Mehr als in einem Gespräch mußte ich von Beobachtern und kritischen evangelischen Berichterstattern hören, sie befürchteten, daß alle Ehrung und alle freundlichen Worte, die auf dem Konzil den evangelischen Vertretern entgegengebracht wurden, letztlich vielleicht doch nur «Taktik», nur «strategische Manöver» seien, um sie geschickt «einzufangen». Fast Tränen des Zornes schienen ihre Stimmen zu ersticken, wenn sie so sprachen. Von den Spaniern zu Cortes Zeiten erzählt Reinhold Schneider, sie hätten einen Häuptling, der das Eisen der Spanier bestaunte und begehrte, mit eisernen Fesseln listig getäuscht. Er ließ sie sich willig anlegen – bis das Schloß zuschnappte und seine Freiheit verloren war. So Ähnliches befürchteten einzelne Protestanten am Konzil. Der einzige mögliche Gegenbeweis schien ihnen der, daß die katholische Kirche gewisse Dogmen aufgeben, die den Protestanten zum Ärgernis gereichen. Nun, gerade das geschah nicht und kann auch in einem Konzil nicht geschehen.

Tatsächlich geht es in diesem Konzil nicht um ein Unionskonzil. Es wird, wie Prof. Cullmann sehr richtig betonte, auch nach dem Konzil noch «getrennte Brüder» geben. Aber der Weg, der lange Weg der Wiedervereinigung besteht darin, daß in einer Atmosphäre des gegenseitigen Vertrauens der gemeinsame Boden des Christseins, der Taufe und auch der Wirksamkeit des Heiligen Geistes, gesehen und anerkannt wird; daß man hinhört auf den andern in der Bereitschaft, die konkrete andere Ausgestaltung des Glaubens nicht von vornherein als böse und als verderbt, als mangelhaft anzusehen. Ein richtiges und genuin christliches Anliegen kann darin wirksam sein. Solche Haltung wird nur der einnehmen können, der um die oben genannte «Variationsbreite» des Ausdrucks christlicher Substanz weiß, nur der, der die Katholizität der Kirche lebendig entdeckt hat.

Neben dem Konzil hielt während der ersten Session Prof. Thils aus Belgien einen Vortrag, in dem er auf das Apostelkonzil von Jerusalem hinwies. Dort wurde beschlossen, den Neubekehrten «keine weitere Last aufzuerlegen» als die aus dem Glauben notwendige, denn nach des Petrus Wort hieß es «Gott versuchen», wollte man «den Jüngern ein Joch auf den Nacken legen, das weder unsere Väter noch wir zu tragen vermöchten». Das bezieht sich auf das jüdische Gesetz. Die Anwendung auf unsere Zeit mit vielen geschichtsbedingten Belastungen, die wir tragen, liegt auf der Hand. Die französische Zeitung «La Croix» hat denn auch allsogleich einen Artikel geschrieben: «Das zweite Konzil von Jerusalem», in dem die Hoffnung ausgesprochen wird, daß dieses Konzil den Leitgedanken jenes Urkonzils zu dem seinigen machen werde ... Wie auch immer, das eine scheint unzweifelhaft: je näher wir innerkatholisch dem Apostelkonzil in unserer kirchlichen Praxis kommen, desto leichter machen wir es den getrennten Brüdern, an die Aufrichtigkeit unserer freundlichen Gesten von Herzen zu glauben und die Furcht vor raffinierter Taktik zu bannen ...

### Die Entdeckung des Sinnes für Liturgie

nannte mein Professor an dritter Stelle. «Sinn für» besagt mehr als bloßes Wissen. Wenn wir von einem Menschen sagen: er hat Sinn für Schönheit, Sinn für Musik, Sinn für Technik, dann meinen wir damit nicht, er besitze auf dem Gebiet der Ästhetik und so fort ein ausgedehntes Wissen. Vielleicht weiß er sogar sehr wenig. Mit «Sinn für» wollen wir eine gewisse innere Hinneigung und Verwandtschaft, ein spontanes positives «Verhältnis zu» bezeichnen. Vielleicht wird man sagen: bei einem Bischof sei es wohl selbstverständlich, daß er «Sinn» habe für die Liturgie. Doch dem ist keineswegs so. Am ersten Tag der Liturgiedebatte wurde das offenbar. Die Voten, welche die Vorlage kritisierten und als ein Produkt abseitiger liturgischer Zentren verächtlich abtaten, bewiesen einen erschreckenden Mangel an Sinn für die Liturgie. Ja man könnte weitergehen und sagen: die Meßfeier bei der Eröffnung des Konzils war alles eher als eine Demonstration des «Sinnes für Liturgie». Nicht ich, Bischöfe haben das schmerzlich bewegt festgestellt. Da beteten viele ihr Brevier, da sang wunderschön ein Chor

kunstvolle Lieder, die aber nicht die Bischöfe mit dem zelebrierenden Priester zu einer erlebten Einheit verbanden, da schlossen sich feierlich die Türen der Basilika und ließen das Volk draußen stehen. Ich sage nicht, daß das alles «unwürdig» war und auch nicht, daß es sich nicht irgendwie «rechtfertigen» ließe. Ich sage nur: es verriet nicht gerade, daß diese Versammlung «Sinn für Liturgie» besaß. Alle achteten gewiß die heilige Messe sehr hoch. Keiner hätte sie missen wollen. Ganz gewiß. Aber «Sinn für Liturgie» wäre es gewesen, wenn das Mitmachen der Versammlung sichtbaren Ausdruck gefunden hätte, wenn die hier Betenden als eine Einheit sich bezeugt hätten, wenn das Volk Gottes in seiner höchsten Betätigung unmittelbar zu spüren gewesen wäre. Nun denn, am Ende der Sitzungsperiode in der Schlußmesse war das bereits der Fall. Alle Bischöfe antworteten auf die Anrede des Zelebranten, alle sangen die Meßtexte – nicht so schön wie die Sixtinische Kapelle, aber es war die Gemeinde, die sang! Kurzum, der «Sinn für Liturgie» war erwacht. Er bestand darin, daß sich die Gemeinde nicht als zufällige oder pflichtmäßige Ansammlung vieler Einzelner erlebt, die alle fromm sind, die alle denselben Glauben besitzen und auch bezeugen, alle beisammen, aber doch nicht alle mitsammen sind. «Sinn für Liturgie» sagt: das Volk Gottes als Volk betet, die Gemeinde der Erwählten als Gemeinde redet mit Gott, sie wird auferbaut in der Feier der Messe. Hier und jetzt «wird» Volk Gottes. Beachten wir wieder, daß eine solche Entdeckung abermals die Entdeckung der Gesprächssituation voraussetzt, in die der Christ wesensmäßig hineingestellt ist. Der Gesprächssituation mit Gott und untereinander. Niemals wird es gelingen, den ganzen Menschen, der mit Familie, Volk, Geschichte, Landschaft und allem, was ihn eben konkret und existentiell determiniert, mit Gott zu verbinden, wenn nicht dieses Ganze mithineingenommen wird, so wie er es eben erfährt und ausdrückt. Die Katholizität gebietet, keinen Wert, den es auf Erden gibt, zu erschlagen oder auch nur beiseite zu lassen, ein jeglicher muß in die Hochzeit mit Gott mitgebracht werden – und was ist die Liturgie, zumal die Messe, anderes als ein Hochzeitsmahl. Ganz wie von selbst ergab sich daraus die vierte Entdeckung:

#### Die Bedeutung des Lokalbischofs.

Er ist nicht bloß deshalb notwendig, weil es eben viele Menschen gibt, also aus einem rein numerischen Bedürfnis. Die Einzelbischöfe sind notwendig, weil es verschiedene Menschengestaltungen gibt. Jeder hat darum nicht nur zahlenmäßig, sondern der Art seiner Betätigung nach eine verschiedene Aufgabe, wobei er trotzdem das Gesamtinteresse stets im Auge behalten muß und für es Verantwortung mitträgt. Wenn das Evangelium stets vom Apostelkollegium spricht und nicht bloß von «mehreren» Aposteln, wenn es dieses Kollegium als eine Einheit sieht, so mag dies die keineswegs zufällige, sondern in der Menschennatur wohl begründete Absicht Christi darstellen, als oberste Autorität seines sozialen (mystischen) Leibes für immer ein Kollegium zu begründen, das die Fülle der verschiedenen Menschengestaltungen repräsentiert. Diese Entdeckung war für viele Bischöfe geradezu eine Überraschung. Sie war der Grund, weshalb sie mit so viel Nachdruck auch wirkliche Vollmachten verlangten. Die Liturgie bildete dabei nur einen konkreten Anwendungsfall. Ein Bischof muß Vorschriften der konkreten Liturgiegestalten «setzen» (statuere) können. Es entspräche seiner Bedeutung nicht, wenn er nur um besondere Vorschriften «nachsuchen» dürfte in Rom. Das

Plenum stimmte dem mit überwiegender Mehrheit zu. Ein ganz erstaunliches Ereignis bloß hundert Jahre nach dem ersten Vatikanischen Konzil!

Vergessen wir aber auch nicht die andere Seite dieser Entdeckung. Wenn der Bischof wirklich Repräsentant seiner Diözese in ihrer Eigenart und Einmaligkeit sein soll, dann muß er in ständigem Gespräch mit seinen Diözesanen (Priestern wie Laien) stehen. Da es sich um freie und vernünftige Wesen und nicht um Puppenglieder handelt, ist diese Folgerung unvermeidlich. Nur das unablässige Gespräch kann eine echte Repräsentanz garantieren. Aus dieser Entdeckung, wie weit die Inkarnation, die Menschwerdung, das eigentliche Strukturprinzip der Kirche ist, ergab sich aber noch eine fünfte Entdeckung. Es war die Entdeckung der

#### Situationsbedingtheit selbst theologischer Aussagen.

Wenn das Gespräch den eigentlichen Nerv der Kirche darstellt, ohne das ihr Missionsauftrag wirkungslos verhallt, wenn ohne das Eingehen in das Denken und Fühlen des jeweiligen Partners dieser für den Glauben taub bleibt, wenn man nicht sagen kann, das Evangelium wird «überall» gepredigt, sobald es «überall» jemand gibt, der die christlichen Wahrheiten verkündet, sondern erst dann, wenn sie auch so verkündet werden, daß der konkrete und situationsgebundene Mensch diese selben Wahrheiten, die gewiß nicht verändert werden können in ihrem objektiven Gehalt, auch so vernimmt, wie sie seinem subjektiven Verständnis (das von seiner objektiven Situation bestimmt wird) zugänglich sind, dann wird man eben sagen müssen, daß selbst theologische Aussagen notwendig immer situationsbedingt waren und sein müssen. Aussagen vergangener Zeiten werden also nur dann richtig verstanden, wenn man bedenkt, in welcher Situation sie gemacht wurden, und man kann sich schwer verfehlen, wenn man heute Aussagen macht, ohne die heutige Situation zu bedenken. Ich will nicht sagen, daß diese Entdeckung bereits Gemeingut aller Konzilsväter war. Im Gegenteil, hier lag ein nie ganz deutlich ausgesprochener, aber ständig präsenster Punkt der Auseinandersetzung. Trotzdem darf man wohl sagen, daß, wenn man diese Frage nicht isoliert, sondern im Zusammenhang mit den vorausgehenden vier Punkten betrachtet, die Schlußfolgerung unvermeidlich ist.

Das Ganze könnte man als Selbsterkenntnis der Kirche bezeichnen, der Kirche, die sich als Fortsetzung der Menschwerdung Gottes begreift. Das Wort Gottes wurde Mensch! Und allein dieses geschichtliche Faktum bedeutet Gesprächssituation. Daß sich daraus zwar keine Definitionen, aber ein Öffnen aller Fenster erwarten läßt, liegt auf der Hand. Ich glaube mit Sicherheit jetzt schon sagen zu können, daß dieses Konzil durch die fünffache Entdeckung, die es gemacht hat, unfähig geworden ist, in seinem weiteren Verlauf Türen, die zu den Menschen führen können, zuzuschlagen, und daß es bestimmt Hindernisse des Gesprächs innerhalb der Kirche, wie auch der Kirche nach außen hinwegräumen wird. Wieviele und welche, das steht noch nicht fest. Das Tempo, mit dem man fortschreiten wird, ist ungewiß. Vielleicht ist es gut, nicht zu rasch zu gehen! Aber der Weg, auf dem man gehen wird, kann kaum noch geändert werden. Entdeckungen wirken sich aus. Das verhindert niemand – und schon gar nicht, wenn der Heilige Geist sie eingegeben hat.

*M. v. Galli*

---

**Dieser Nummer liegt der Einzahlungsschein zur Begleichung des Abonnements für 1963 bei. Die Administration möchte mit der allgemeinen Erhöhung der Druckkosten die Abonnenten diesmal nicht belasten. Sie sieht sich aber nicht mehr in der Lage, die höheren Versandkosten für das Ausland allein zu tragen. Wir bitten unsere Auslandsfreunde um Verständnis für die leichte Erhöhung ihrer Abonnementspreise (nähere Angaben siehe letzte Seite). Wir danken allen Lesern, die für das laufende Jahr jetzt schon einbezahlen. Gleichzeitig bitten wir jene Abonnenten, die das Abonnement schon bezahlt haben, den Einzahlungsschein nicht zu beachten.**

# SPANNUNG UND KRISE IM SPANISCHEN KLERUS

Auf dem Hintergrund der im vergangenen Jahr aufgeflackerten Arbeitskonflikte in Spanien tauchte im Panorama der internationalen Presse auch das schwierige und dornenvolle Thema des spanischen Katholizismus wieder auf. Durch die von der spanischen Pressezensur absichtlich geschaffene Unklarheit hindurch scheint sich eine unleugbare Tatsache in der Zeitgeschichte Spaniens abzuzeichnen. Es existiert eine tiefe Vertrauenskrise nicht nur zwischen der Regierung und dem Episkopat, sondern auch zwischen dem hohen und dem jungen Klerus. Diese doppelte Spannung ist natürlich nicht plötzlich entstanden. Sie kündigte sich schon in den letzten Jahren mehr oder weniger verschleiert an und offenbarte sich dann mit Gewalt im Jahre 1960, als eine Gruppe von Priestern des Baskenlandes und von Navarra zum ersten Mal, wenn auch auf etwas unkluge und unreife Art, ihre innerste Unzufriedenheit mit der politisch-sozialen Führung des Landes und mit der offiziellen Zusammenarbeit von Regierung und Hohem Klerus kundgab. Die Arbeitskonflikte im Juni und die schlechte politische Atmosphäre des Landes begünstigten nur noch das für die bereits bestehende Krise geeignete Klima. Es war eine vielseitige und zwiespältige Krise mit der Tendenz zum Guerillakrieg; jedoch eine tiefe Krise, die ihre Wurzel im letzten halben Jahrhundert der spanischen Geschichte hat. Unsere Absicht ist es, etwas Licht auf ihren Ursprung zu werfen, indem wir die Haupttappen aufzeigen.

## Die Wurzeln der Krise

Die Verschiedenheit in der Mentalität der beiden Gruppen im spanischen Klerus ist unserer Meinung nach nicht nur in politischen und sozialen Ursachen begründet, sondern kommt vor allem auch von der verschiedenen geistlichen und wissenschaftlichen Ausbildung der letzten Generationen her.

Spanien ist eines der Länder im alten Europa, das einen sehr zahlreichen Klerus besitzt. Nach neueren Statistiken beträgt die Zahl der Weltpriester 22 000, denen noch viele Tausend Ordenspriester beizuzählen sind, die auf dem Territorium der 64 Diözesen ihre Arbeit tun. Der spanische Episkopat ist mit seinen 80 Bischöfen und 5 Kardinälen einer der zahlreichsten in der katholischen Kirche. Dazu kommt eine große Zahl von Priesterkandidaten, die in den verschiedenen Seminarien studieren und eine bedeutende Zunahme des spanischen Klerus verbürgen.

Die mehr äußere Geschichte dieses Klerus kann man in großen Linien nach drei verschiedenen Perioden charakterisieren:

Die erste Periode von 1900–1931 ist wesentlich von der bourbonischen Monarchie beherrscht. Sie ist unbeständig wegen der Bürgerkriege und infolge der Unfähigkeit, das Land zu einigen und auf eine moderne Lebensform hinzusteuern, die die industrielle und landwirtschaftliche Entwicklung in geeignete Institutionen integrieren würde. Der Verlust der letzten Reste des Kolonialreiches vertieft noch die sozial-wirtschaftliche Krise. Unaufhörliche Regierungswechsel folgen einander und sind Beweis einer großen politischen Unreife. Diese Unfähigkeit, mit den inneren Problemen fertig zu werden, führt nach einer kurzen, verunglückten Militärdiktatur zur Errichtung der Republik, in der viele die Hoffnung auf die Demokratisierung und Modernisierung des Landes begrüßen. Und doch erweist sich das politische Klima nicht als reif genug dafür. Es fehlt an der unerläßlichen Toleranz und an einem lebensnotwendigen Mindestmaß von Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen sozialen Schichten. Bei den politischen Parteien herrscht im Gegenteil die autonome Selbständigkeit vor und der Mangel an Realismus ist groß. Die unvermeidliche Folge ist ein fast ständiger Regierungswechsel, der durch die stets wachsende Macht der unkontrollierten Arbeitermassen das Land in ein stark extremistisch-sozialistisches und anar-

chistisch-kommunistisches Fahrwasser bringt. Die öffentliche Ordnung und Sicherheit verschwinden beinahe ganz. Das Land wird von einem Freiheitstaumel erfaßt. Diese Situation führt zu einer Reaktion von starken Gruppen des Heeres und zu einer Militärevolution, der sich auch die Rechtsparteien und der entstehende Falangismus anschließen. Da sich die beiden Lager gleich stark fühlen, kommt es zum neuen Bürgerkrieg (1936–1939), der durch Grausamkeit, Verbissenheit und internationale Verwicklung charakterisiert ist.

Im Frühjahr 1939, wenige Monate vor dem Zweiten Weltkrieg, liegt Spanien zerstört am Boden. Es beklagt eine Million Tote. In allen Ecken und Winkeln des Landes ist der Haß ausgesät. Industrie und Handel liegen darnieder. Inmitten dieses trostlosen Panoramas beginnt die Militärdiktatur von General Franco, der zu Beginn des Bürgerkrieges zum Chef des Revolutionsrates gewählt worden war. Spanien muß dann jahrelang den Druck der Achse Berlin-Rom aushalten und am Ende des Weltkrieges eine Wirtschaftsblockade von seiten der Alliierten zum Sturze Francos durchstehen. Dieses Manöver von außen bewirkt im Innern eine Einigung, die der General benutzt, um dem Regime durch eine umständliche Volksabstimmung eine hinreichende juristische Stabilität zu geben. Von da an regiert Franco als absoluter Staatschef. Erst 1962 ernennt er einen Vizepräsidenten, ebenfalls einen Militär. Wegen der kommunistischen Gefahr werden indessen die politischen Beziehungen mit den andern europäischen Völkern wieder angeknüpft. Spanien findet Eingang in die wichtigsten internationalen Organisationen. Allerdings bleibt es der Nato fern, und sein Eintritt in die EWG wird von zahlreichen politischen Parteien, besonders von den Sozialisten, bekämpft.

Das Leben des hohen spanischen Klerus und beinahe des ganzen Episkopates hatte seine feste Form vor dem Bürgerkrieg erhalten. Mit Ausnahme einer ganz kleinen Minderheit waren die spanischen Bischöfe 1936 bereits Priester, viele sogar schon Bischöfe. Ihr Durchschnittsalter ist heute 62 Jahre. Ihre Geistesbildung war praktisch vor dem Bürgerkrieg abgeschlossen. Es ist überraschend und beinahe paradox, wie der spanische Episkopat auf soziologischem Gebiet einheitlich denkt. Die Großzahl der «Herren Bischöfe» stammt von kleinen Landstädten, oft von bedeutungslosen Dörfern und meistens aus sehr bescheidenen Familien. Selten kommen sie von Provinzhauptstädten oder aus Industrieorten, die eine lebendige Verbindung mit der modernen Welt haben. Sie brachten daher als Grundstruktur einen ganz einfachen Katholizismus ohne jede intellektuelle Problematik mit. Die meisten spanischen Bischöfe sind mit weniger als 25 Jahren zu Priestern geweiht worden. Somit haben sie nach damaligem Brauch mit 10 oder 12 Jahren oder noch jünger ihr Studium im Knabenseminar begonnen. Die Ausbildung an den Knabenseminarien unterschied sich stark von jener an den öffentlichen Gymnasien. Weil alles auf das Priestertum ausgerichtet war, herrschte das Studium des Latein vor. Dazu kam Griechisch und eine allgemeine, oberflächliche, enzyklopädische Bildung, ohne viel wissenschaftliche Vertiefung. Das Studium der Physik und Mathematik wie auch der Literatur war durchaus ungenügend. Interesse für moderne Sprachen, Kunst und andere verwandte Fächer existierte praktisch nicht. Der Lebensstil des Seminars war klösterlich und weltfremd. Die jungen Seminaristen besaßen am Ende ihres humanistischen Studiums nur eine Welt-sicht «ad usum delphini».

Mit wenig mehr als 17 Jahren begannen die Seminaristen das Studium der scholastischen Philosophie, in der die allgemeine Logik, die Metaphysik und die Theodizee einen großen Raum einnehmen. Die Ethik betrachtete man als Vorbereitung auf die Moralthologie. Die Hilfsfächer, wie Experimentalpsychologie, Kosmologie und Philosophiegeschichte, wurden ziemlich vernachlässigt. Das Studium bestand im Kommentar

und in der Repetition der Lehrmeinungen, aber nicht im persönlichen Kontakt mit den großen Autoren. Das Ideal war ein möglichst vollständiges und geschlossenes Denksystem. Dadurch entstand der Spezialtyp des spanischen klerikalen Denkers, dessen Mentalität ganz auf die Spekulation ausgerichtet ist, die sich durch ein streng logisches Gerüst auszeichnet. Das Prinzip hat die Vorherrschaft über den Imperativ, die Logik über das Leben. Die außerschulische Ausbildung jener Seminaristen hatte einen einzigen Schwerpunkt: das Seminar selbst. Eine rigorose Kontrolle des Ausgangs beschränkte die Verbindung mit der Außenwelt auf ein Minimum. Die Spaziergänge waren gemeinsam, die Disziplin war stramm. Die Sommerferien waren kurz, und die meisten benutzten sie, um zuhause bei der Landarbeit mitzuhelfen.

Die Theologie, die letzte Stufe der Ausbildung des hohen spanischen Klerus, begann ungefähr im Alter von 20 Jahren. In Spanien existierten keine theologischen Fakultäten an den Staatsuniversitäten. Die Mehrzahl der Bischöfe studierte in Priesterseminarien, an der päpstlichen Universität Comillas (Santander) oder an der Gregoriana in Rom. An beiden Zentren herrschte wesentlich das Studium der Dogmatik und der Moral vor, zusammen mit Kirchengeschichte, Kirchenrecht und Exegese als Nebenfächer. Die Methode blieb dieselbe. Die Kommentartheologie hatte die Vorherrschaft über die eigenständige Reflexion, die noch Ideal der großen Theologen des Mittelalters war. In der Moraltheologie herrschte eine auf den Beichtstuhl ausgerichtete Methode und Kasuistik. Es fehlte eine harmonische Verbindung von Dogma, Moral, Schriftstudium und modernem Leben und auch von schulischer und außerschulischer Bildung, da die Kontakte mit allen der klerikalen Welt fernliegenden Milieus selten waren. Dieser Umstand ist im katholischen Leben Spaniens zu einem charakteristischen Faktor von großer Wichtigkeit geworden. Der spanische Episkopat empfing in seiner erdrückenden Mehrheit seine Ausbildung am Rand des Universitäts- und Geisteslebens des Landes. Man könnte sogar von einem passiven Widerstand reden, der vielleicht motiviert war durch die liberale Atmosphäre in den europäischen intellektuellen Kreisen, denen gegenüber der hohe spanische Klerus bei seiner Far-west-Mentalität nicht die geringste systematische Anstrengung einer Assimilation unternahm. Das erklärt vielleicht den Mangel an katholischen spanischen Intellektuellen in der Vorkriegszeit. Diese Abkapselung bezog sich ebenso auf andere Erscheinungen, wie zum Beispiel auf die Formen des europäischen Katholizismus.

Es ist sicher, daß die Großzahl der spanischen Bischöfe wenigstens einen Teil ihrer Studien in Rom gemacht hat. Das hätte eine Fühlungnahme mit den internationalen katholischen Problemen ermöglichen können. Aber im allgemeinen geschah dies nicht. Man lebte in einem spanischen Kolleg, in einer spanischen Umgebung und unter spanischen Obern. Das Spanische war die offizielle Sprache. In Wirklichkeit war es eine in der Fremde isolierte spanische Kolonie mit eigenem Leben. Das erklärt zum Teil die Stellung des spanischen Episkopates zu vielen protestantischen Problemen. Bei dieser Abgeschlossenheit drängte man umso mehr auf geistliche und asketische Ausbildung, wobei viel mehr die individuellen als die gemeinschaftlichen Aspekte betont wurden. Alle diese Faktoren haben den allgemeinen Typ des «spanischen» Bischofs geschaffen: einen eifrigen Priester, besorgt um die bürgerliche Welt und die Armen, aber ohne Kontakt mit der Welt der Arbeiter und der Intellektuellen, sorgsam wachend über die öffentliche Sittlichkeit und die Rechtgläubigkeit, aber ohne viel sozialen Sinn noch Willen zu neuen Lösungen in den Problemen des grauen Alltags, äußerst treu zu Rom, aber unter der Gefahr, sich in bloße «Funktionäre» des Vatikans zu verwandeln, mehr mit Beamtenmentalität als echtem pastorellem Unternehmungsgeist ausgestattet.

## Der Bürgerkrieg und die neue Generation

Der dreijährige Bürgerkrieg von 1936 bis 1939 ist der Ausdruck einer radikalen Krise des spanischen Lebens unter allen seinen Gesichtspunkten. Auch das religiöse Leben und die neue Klerikergeneration, die sich da bildete, weisen die Spuren eines großen Umschwungs auf. Vielleicht gerade deswegen ist es nicht leicht, sie zu charakterisieren. Trotzdem kann man einige Faktoren nennen, die ein ziemlich einheitliches Bild ergeben. An erster Stelle erstaunt die zahlenmäßige Zunahme des Klerus. Allein für den Weltklerus wurden in Spanien von 1940 bis 1960 10 000 Priester geweiht, das heißt beinahe 50 % der Gesamtzahl. Durch diese Proportion ist der spanische Klerus vielleicht der jüngste von ganz Europa. Unter diesen jungen Priestern sind von größter Wichtigkeit die Spätberufenen, das heißt junge Männer, die ihr Studium mit mehr als 20 Jahren beginnen und eine ganz andere Weltsicht als die Seminarbuben der Vorkriegszeit besitzen. Viele, die Priester werden, haben Berufsausbildung und Universitätsstudium hinter sich. Einige von ihnen kommen von Militäarakademien her oder haben den Krieg auf dem Schlachtfeld mitgemacht. Die philosophische und theologische Ausbildung in den Seminarien, die teilweise schon in jungen Händen liegt, hat sich wesentlich modernisiert. In den Studienprogrammen legt man heute der nationalen und ausländischen Literatur, der Kultur- und Philosophiegeschichte und den modernen Sprachen mehr Wert bei. Die jungen Seminaristen schreiben und veröffentlichen literarische Zeitschriften und gehen häufig ins Ausland für ihre Ferien oder zur Vervollkommnung ihrer Studien. Der Professorenstab hat sich gewaltig gebessert und auch die Gebäulichkeiten sind modernisiert oder nach neuen Plänen mit Regierungssubvention erbaut worden.

Diese ganze Erneuerung vollzieht sich in einer Periode öffentlicher Ruhe und eines gewissen wirtschaftlichen Wiederaufbaus. Der Klerus setzt sich aber wegen seiner Vorzugsstellung im gesellschaftlichen Leben sehr leicht der Kritik aus. Zugleich wird der Einfluß vom Ausland her von Tag zu Tag stärker, besonders durch den Fremdenverkehr und den ideologischen Einfluß durch Film und ausländische Presse.

Es versteht sich von selbst, daß die Mentalitätsunterschiede zwischen Generationen, die einander geistig so fern und zeitlich so nahe stehen, mit der Zeit grell und schroff ans Licht treten müssen, wie es dem spanischen gegensätzlichen Denken eigen ist. Die Hauptgegensätze können auf folgende drei zurückgeführt werden: Die Bewertung des Bürgerkrieges und seiner Folgen, die soziale Frage und die Seelsorgsprobleme (die dogmatischen Probleme bleiben immer am Rande jeder Diskussion).

### Das politische Problem

Der spanische Bürgerkrieg ist eines der komplexesten und verwickeltsten Geschehnisse der Zeitgeschichte. Seine objektiven Aspekte sind so vielgestaltig und die politischen Leidenschaften haben sich mit solcher Wucht entladen, daß eine genaue Bewertung der Sache sehr schwierig wird. Es ist sicher, daß auch der Ausländer über Einzelheiten schlecht informiert ist. Das Buch von Hughes ist ein erster, nicht ganz geglückter Versuch. Weitherum beherrschen noch die bruchstückhaften Darstellungen der großen Novellisten wie Hemingway, Kötler, Orwell, Bruce Marshall, Malraux, Bernanos und andere das Bild. Die meisten von ihnen überbetonen die soziale und politische Seite und vergessen dabei andere nicht weniger wichtige historische Faktoren. Denn der spanische Bürgerkrieg ist eine merkwürdige Mischung von religiösem, sozialem, politischem und wirtschaftlichem Krieg. Es stehen sich gegenüber: extreme Rechtskatholiken und katholische Progressisten (verloren in einer Masse von Taufkatholiken und praktisch Ungläubigen), marxistischer Sozialismus und liberaler Kapitalismus, Zentralismus und Föderalismus, Totalitarismus und Demokratie.

Daß jeder Sektor der öffentlichen Meinung und schließlich jede Einzelperson ein bestimmtes Ziel verfolgen und alles übrige vergessen, ist nicht nur jedem Bürgerkrieg eigen, sondern außerdem noch typisch spanisch. So ist zum Beispiel in der Meinung des hohen spanischen Klerus der Bürgerkrieg ein Kreuzzug für die Freiheit gegen den atheistischen Marxismus und ein Triumph der katholischen Ideale. Für den Kapitalismus und die bürgerliche Welt war es ein heiliger Krieg gegen den Kommunismus, für die Sozialisten der ungerechte Triumph der reaktionären Kräfte im Bund mit Faschisten und Nazis, für einige Demokratien des Westens war es die Unterdrückung der Demokratie durch den Totalitarismus der Falangisten, für die föderalistisch gesinnten Provinzen, besonders für Katalonien und das Baskenland, der Triumph einer brutalen Zentralisation. In Wirklichkeit liegt ein Körnchen Wahrheit in all diesen Urteilen.

Der hohe spanische Klerus, von der Republik ungerecht unterdrückt, betrachtete den Krieg als einen religiösen Kreuzzug, der dem Vaterland den Katholizismus als offizielle Religion wieder zurückgab und ihm eine Vorzugsstellung einräumte, die die Zeitgeschichte Spaniens nicht kannte. Von ganz wenigen Ausnahmen in den föderalistischen Provinzen abgesehen, stellte sich der spanische Episkopat auf die Seite Francos. Franco wurde als «Mann der Vorsehung» betrachtet, gesandt von Gott, um Spanien zu retten. Wenn auch Rom die Geschehnisse mit mehr Ruhe betrachtete, so bewirkten doch die Tausende von ermordeten Priestern durch die Volksgerichte und die vierzehn zum Tode verurteilten Bischöfe, daß Papst Pius XI. eine den Revolutionstruppen Francos günstige Stellung einnahm. Dieses Einvernehmen zwischen dem Heiligen Stuhl und dem spanischen Klerus wurde gekrönt durch die offizielle Erhebung Spaniens zum katholischen Staat im Konkordat von 1953, das die Aufhebung der internationalen Blockade beschleunigte. Bald darauf schloß Franco mit den USA einen Vertrag über wirtschaftliche und militärische Hilfe auf zehn Jahre. Allmählich kehrten ausländische Gesandte nach Madrid zurück und Spanien tritt, wenn auch langsam, in die internationalen Organisationen ein.

Der junge Klerus jedoch sieht den Bürgerkrieg mit anderen Augen. Ohne seine unzweifelhaft religiöse Seite zu leugnen, betont er mehr die soziale und politische Seite. Der Krieg war verursacht durch den Gegensatz zwischen einem bürgerlichen (liberalen) Katholizismus mittelalterlicher Prägung, den man zu Unrecht katholisch nennt, und den entchristlichten und antiklerikalen Massen, die vom Sozialismus und Kommunismus eine mögliche Besserung der chaotischen sozialen und wirtschaftlichen Lage erwarteten. Während die alten Generationen annahmen, daß der Bürgerkrieg ein notwendiges Übel war, das Spanien die verlorene Ordnung und den Frieden wieder zurückgab, waren große Gruppen des jungen Klerus der Meinung, daß es sich nicht um eine notwendige Erscheinung gehandelt hat, und daß vor allem die vorgesteckten Ziele nicht erreicht wurden. Größere Toleranz und Realismus von beiden Seiten hätten zu einer friedlichen Lösung führen können. Trotz des Triumphes der Rechten fehlt diese Toleranz immer noch. Spanien ist in zwei Lager geteilt und seine soziale Lage ist ein Skandal für den internationalen Katholizismus. Wenn für den hohen Klerus Franco der Mann der Vorsehung und der Retter ist, so ist er vielleicht für viele junge Priester der unglückselige Mann, der das Vaterland in ein neues Chaos stürzen kann. Wenn für die älteren Theologen das spanische Konkordat vollkommen ist, so ist es für die jungen Denker durchaus irreal und hat den Episkopat wegen seines Vertretungsrechtes im Parlament zu sehr moralisch gebunden, seine Meinung frei zu äußern. Daher die Spannungen zwischen beiden Seiten in so brennenden Problemen wie Presse-, Gewerkschafts- und Streikfreiheit, die immer einen Streit- und Reibungspunkt dargestellt haben.

## Die soziale Frage

Die schlimme soziale Lage Spaniens ist in aller Welt bekannt. Spanien hat von allen Ländern Westeuropas das niedrigste Nationaleinkommen (251 \$) und einen unausgeglichene und niedrigen Lebensstandard. Neben einer bedeutenden Zahl von Millionären und Großgrundbesitzern lebt die gewaltige Masse des armen Volkes, das hinsichtlich Kleidung und Nahrung kein christenwürdiges Leben führen kann. Die katholischen Kapitalisten Spaniens haben ihre ungeheure soziale Verantwortung noch nicht erfaßt und wollen zum größten Teil bei den tatsächlichen Anstrengungen, die das Franco-Regime in diesen Punkten unternimmt, nicht mittun. Die spanische Wirtschaft hat weder genügend Freiheit noch Elastizität. Die wirtschaftliche Zentralisation erschwert den Kapitalumlauf. Obwohl sich seit 1959 eine wirtschaftliche Stabilisierung anzubahnen scheint, geht die Wiederbelebung der Produktivität und der Industrialisierung sehr langsam vonstatten. Das hat in den letzten Jahren zu einer wahren Flucht nicht nur von Hilfsarbeitern, sondern auch – was viel schlimmer ist – von Spezialarbeitern ins Ausland geführt.

Die offizielle Stimme der spanischen Kirche hat gesprochen, aber vielleicht nicht kategorisch genug. Wo man das Kategorische fühlen läßt, so sind die Katholiken die ersten, die die fortschrittliche Mentalität einiger Prälaten bekämpfen. So ist zum Beispiel der Hirtenbrief von Kardinal-Erzbischof Dr. Bueno (Sevilla) vom Jahre 1962, der im Ausland so großen Widerhall gefunden hat, von der öffentlichen spanischen Meinung totgeschwiegen worden. Der Handelsminister Dr. Ullastres (Mitglied des «Opus Dei») glaubte – wie aus seiner Rede in Barcelona im Juni 1962 hervorging – in den jüngsten sozialen Neuerungen eine kommunistische Auslegung der päpstlichen Enzyklika «Mater et Magistra» sehen zu müssen, während in Wirklichkeit Spanien weit davon entfernt ist, die päpstlichen sozialen Direktiven auch nur des vorigen Jahrhunderts in seinem öffentlichen Leben angenommen zu haben. Brennende Probleme wie die Agrarreform, die Korruption in der Verwaltung, das Arbeitsethos, die Gewerkschaftsfreiheit sind bis heute nicht zu berührende «Tabus» für den spanischen Episkopat. Seine Haltung verursacht beim jungen Klerus ein gewisses Unbehagen. Der spanische Klerus ist im allgemeinen arm und immer in Berührung mit der Armut seiner Gläubigen. Deswegen ist er gegen eine feudale Auffassung des Eigentums, gegen den verschwenderischen Luxus der höheren Gesellschaft und gegen unehrliche Geschäfte von vielen Industriellen, die in den Jahren der Armut und des sozialen Elends große Vermögen gemacht haben. Diese Tatsache läßt die verschiedenen Stellungnahmen gegenüber den Arbeitskonflikten vom letzten Frühling verstehen.

## Die Seelsorgsprobleme

Der dritte Streitpunkt zwischen den Klerikergenerationen dreht sich um die konkreten Seelsorgsmethoden. Die spanische Kirche hat ihre moderne Apostolatsmethode noch nicht gefunden und hält an einer alten, der aktuellen Lage völlig unangemessenen Form fest. Der Plan des «Opus Dei», die Universität zu erobern, schlug fehl. Die große Spannung zwischen Welt- und Ordensklerus geht weiter. Die Verteilung des Klerus ist ungleich. Es gibt eine starke Konzentration in den Städten und auch große Unterschiede von Diözese zu Diözese. Die praktischen Methoden der Katholischen Aktion haben nicht eingeschlagen. Es fehlt beim Apostolat an einheitlicher Leitung und am praktischen Sinn. Das Ganze ist begleitet von dem stolzen Trompetengeschmetter der «spanischen Katholizität» und eingeengt durch fast klösterliche Vorschriften für den Lebensstil des Priesters (der spanische Priester darf in vielen Diözesen keine öffentlichen Schauspiele besuchen und hat im allgemeinen auch keine angemessenen Ferien). Dies erzeugt bei der jungen Generation eine gewisse Unruhe und Auflehn-

nung und hat einen bis heute in der Geschichte Spaniens unbekanntem Typ geschaffen: den ganz antiklerikalen jungen spanischen Priester.

### Unsichere Zukunft

Die politisch-sozialen Ereignisse in Spanien vom vergangenen Frühling scheinen eine neue Etappe anzukündigen. Aus der Notwendigkeit wirtschaftlicher Expansion hat Spanien um den Eintritt in die EWG nachgesucht. Spanien weiß sehr wohl, daß ein solcher Schritt eine größere Freiheit in der inneren politischen Struktur voraussetzt. Deshalb hat sich beim Regierungswechsel im vergangenen Juli ein Durchbruch angebahnt, der eine größere Pressefreiheit und einen weiteren Spielraum in Wirtschaft und Handel voraussehen läßt. Zugleich mit diesen Maßnahmen brachten die Arbeitskonflikte eine gewisse Abkühlung in den herzlichen Beziehungen zwischen Regierung und einigen Vertretern der Hierarchie, was von einem Teil des jungen Klerus mit großem Enthusiasmus aufgenommen wurde. Bezeichnend ist auch, daß bei der neuen Teilung der Jesuitenprovinzen auch die Basken und Katalanen ihre eigenen

Provinzen bekommen haben. Dies war bis vor kurzem immer vermieden worden, um jeder Neigung zu einer Separatistenbewegung vorzubeugen. All das scheint eine neue Atmosphäre anzukündigen.

In Wirklichkeit könnte die Spannung zwischen zwei Generationen des spanischen Klerus eigentlich Symptom einer großen Lebenskraft der spanischen Kirche sein, die, zur rechten Zeit in einen Strom geleitet, herrliche Früchte hervorbringen könnte. Dazu bräuchte es bei der Hierarchie eine realistische Sicht der heutigen Situation, eine große Geduld mit der jungen Generation und eine erlesene Klugheit. Bei den Priestern der jungen Generation braucht es einen unbeugsamen Willen, der Kirche zu dienen, ein großes Maß von Demut und Geduld und einen evangelisch aufgefaßten Gehorsam, und dabei trotzdem Freiheit des Geistes und der Meinungsbildung im Schoße der Kirche. Die große Verbündete der jungen Generation, die Zeit, wird das vorletzte Wort sprechen. Gott aber wird das letzte Wort haben in dieser modernen Geschichte, in der Spanien vielleicht die Sendung hat, der müden und materialistischen Welt des Mittelmeeres die Kraft zu einer wahren geistlichen Erneuerung zu spenden.

*Dr. Tancredo Simoes*

## WO IST SCHWEDENS CHRISTLICHE SEELE?

(Zu Pär Lagerkvists neuem Roman «Pilger zur See»)

Soeben ist in Schweden Lagerkvists neuestes Buch «Pilgrim på havet» herausgekommen (Bonniers, Stockholm 1962). Der Literaturkritiker einer bekannten Wochenzeitung, «Vecko-journalen», versah es bei seinem Erscheinen mit der Etikette: «Das ist der bittere Abschied Pär Lagerkvists, des Grüblers, vom Christentum, das ihm nichts mehr zu sagen hat.» Das ist vielleicht nicht ganz richtig gesehen. «Pilger zur See» ist nicht ein Abschied vom Christentum, sondern dieses Buch zeigt nur unverhüllt das, was Lagerkvist seit langem gewesen ist und was die eine Seite des geistigen Schweden von heute kennzeichnet. Dabei liegt das Bedrückende bei diesem weltbekannten Literaten und Nobelpreisträger nicht nur im tragischen Verlust der christlichen Substanz. Auch nicht nur in einer aggressiven Note gegen das Christentum, die im vorliegenden Werk hinter aller gleichnishaften Verhüllung sichtbar wird. Peinlicher ist es, wenn – in diesem «Pilgerbuch», wie schon in früheren Werken – ein christliches Vokabular und eine christliche Draperie als pikante Staffage benützt wird, um eine völlig säkularisierte und im Grunde antichristliche Lebensphilosophie damit auszudrücken. So begleitet der Klang falscher Münzen den Leser das Buch hindurch. Aber lassen wir zunächst das Werk selber sprechen.

### «Pilger zur See»

ist eine Fortsetzung von «Ahasvers Tod» (1960 erschienen). Es wächst in der Lagerkvist eigenen Art aus dem früheren Buch hervor, indem ein Motiv, eine Gestalt gleichsam weitergesponnen wird und in den Mittelpunkt der neuen Erzählung rückt.

In «Ahasvers Tod» spielte der ehemalige Soldat und Räuber Tobias eine Nebenrolle, der, wie von einer fixen Idee getrieben, sich einer Pilgerfahrt ins Heilige Land anschließt, nachdem er in einem verlassenen Dorf eine tote Frau gefunden hatte, die an Händen und Füßen die Wundmale des Gekreuzigten trug. Er gesellt sich dem «Fremdling» Ahasver und einer unschuldig verkommenen Dirne Diana bei, obwohl er gar nicht an den Sinn einer Pilgerfahrt glaubt.

Hier setzt der neue Roman ein, indem wir Tobias an Bord eines Piratenschiffes finden, dessen Kapitän ihm all sein Geld abgenommen hat. Natürlich denkt der Kapitän nicht daran,

sein Versprechen einzulösen. Aber Tobias ist auch kein gewöhnlicher Pilger und wir befinden uns nicht im Rahmen eines realistischen, sondern eines symbolischen Romans, in dem es letztlich um den Sinn des Menschenlebens schlechthin geht.

Tobias bleibt jedoch nicht die Hauptfigur der Erzählung. Die Besatzung des Fahrzeuges besteht bei näherem Zusehen aus dem rohesten menschlichen Abschraum, dessen eigentliche Beschäftigung in Seeräuberei und in der Plünderung gestrandeter Schiffe besteht. Einer der Männer wird – neben dem Meer als dem Bild des Lebens – zur Schlüsselfigur und zum Deuter der Erzählung: Giovanni, der verkommene und abgefallene Priester, der Défroqué. In der Nacht nach einem blutrünstigen Kampf und dem darauf folgenden wüsten Zechgelage erzählt er Tobias sein Lebensschicksal. Und diese Erzählung stellt den zweiten und eigentlichen Teil des Romans dar:

Eine anscheinend fromme Mutter verspricht ihren einzigen Sohn Gott. Der junge Mann wächst auf in naiver Liebe und Hingabe an seine Kirche. Die Glaubenswelt scheint ihm reich und groß, aber nur, weil er völlig lebensunerfahren ist. Er ist der gute Sohn seiner Mutter, der treue Diener seiner Kirche nur aus Konvention und ohne wahre Lebensentscheidung. Die Katastrophe bricht herein durch eine Frau, zu der er im Beichtstuhl von einer gewaltsamen Leidenschaft hingerissen wird, die mit Absetzung und Ächtung endet und die alle äußerlichen Fassaden zertrümmert. Die Mutter entpuppt sich in ihrem christlichen Glauben als durch und durch egoistisch und böse, die dem gefallenen Sohn alle Qualen der Hölle wünscht. Giovanni Sinnenrausch dagegen wird als das einzig wirklich Wesentliche im Leben dieses abgefallenen Priesters gekennzeichnet. – Peinlicher Weise gibt Lagerkvist ihm den Namen des Lieblingsjüngers Jesu. – In der sinnlichen Passion blüht seine Persönlichkeit auf. Er nimmt wahr, daß er damit ein tieferes Zentrum in seinem Leben erreicht hat. Erst jetzt, in diesem fleischlichen Orgasmus, wird der innerste Mensch in ihm befreit. Und im Zimmer seiner Geliebten nimmt er einen Duft wahr, der ihn an den Weihrauchduft in seiner früheren Kirche erinnert.

Aber das ist noch nicht der Kern der Lebensphilosophie, die in diesem «Pilgerbuch» entwickelt wird.

Seitdem Giovanni sich als abgefallener Priester aus der bürgerlichen Gesellschaft ausgestoßen fühlt und seitdem er auch seine Geliebte verloren hat, bekennt er sich zum Meer, das er nun

befährt und das ihm die Sinndeutung seines Lebens erschlossen hat: das Meer repräsentiert für ihn eine Welt jenseits von Gut und Böse, von Recht und Unrecht, jenseits aller Fragen um Erlösung, Gnade und ewiger Verdammung. Das Meer ist ständig im Wallen und Gleiten. Es ist unergründlich und in ihm wird auch ein blutiges Messer, das zu Boden sinkt, rein, wenn man nur etwas wartet. Das Meer ist verantwortungslos, gleichgültig und unmenschlich. Es ist grenzenlos und genügt sich selbst. Und es gilt für den Menschen, das Ja zu dieser Unsicherheit und Ungewißheit, zu diesem existentiellen Abenteuerum des Meeres zu wagen.

«Sich nicht so sehr ängstigen und nicht so aufgegeben und verzweifelt sein darüber, daß man nicht zu einer Gewißheit gekommen ist, daß man überhaupt über nichts sicher ist ... Zufrieden sein mit der Ungewißheit, zufrieden und glücklich ... mit der Unsicherheit ..., ja, das wählen! Wählen die Ungewißheit selbst und die Unsicherheit ... Sich selbst wählen, so wie man ist, ohne sich deswegen etwas vorzuwerfen.»

Das ist die Botschaft und Deutung, die Giovanni seinem Freund Tobias für dessen ziellose Pilgerschaft gibt. Und in einer unheimlichen Szene verdeutlicht er noch, in welchem Sinn diese Botschaft gemeint ist: als das Piratenschiff nach einem Sturm in einer Bucht dem echten Pilgerschiff begegnet, da schüttet der abgesetzte Priester all seinen Haß und Spott gegen die wirklichen Pilger aus, die auf dem Weg nach «dem heiligen Land», nach Golgatha, seien und einen Nothafen aufsuchten, um dem Reich dieses Gekreuzigten zu entgehen, das heißt wohl, um nicht mit ihm zu sterben. Er nennt kein einziges Mal Gott oder Christus beim Namen. Aber er geifert auf ihn und seine Anhänger.

Aber auch damit ist die Erzählung noch nicht zu Ende. Pär Lagerkvist ist zu sehr «Balancekünstler» – wie man ihn in «Svenska Dagbladet» genannt hat –, als daß er es wagen würde, zu seinem existentialistischen Abenteuerum und Zweifel mit der letzten Konsequenz zu stehen. Auf der allerletzten Seite des Romans läßt er Tobias von etwas sprechen, das sich jenseits des Meeres befinden müsse.

«Er lag und dachte an das Höchste, das Heiligste im Leben, und wie es sich wohl damit verhielte. Daß es vielleicht bloß ein Traum war, daß es keine Wirklichkeit, kein Erwachen duldet. Und daß es trotzdem existiere. Daß es die vollkommene Liebe gab, daß es das heilige Land gab – wir können es bloß nicht erreichen. Daß wir uns vielleicht bloß auf der Reise dorthin befinden, daß wir bloß Pilger zur See sind.»

Wer Lagerkvist kennt, weiß, daß dies keinen echten Aufschrei nach einem transzendenten Lebenssinn darstellt. Auch in «Ahasvers Tod» schrieb er von etwas «Heiligem», «Unerhörtem», etwas «jenseits aller Lüge und aller Ausgeburts menschlicher Einbildung». Ja, er schrieb sogar von etwas «Göttlichem», an dessen Quelle er gerne sich hinlegen wolle, um daraus zu trinken, um seinen Durst, seinen brennenden Durst nach dem, was er nicht zu fassen vermöge, von dem er aber wisse, daß es vorhanden ist, zu löschen. Das alles ist nichts Neues bei Lagerkvist. Schon in seinem großen Essay von 1927 «Det besegrade livet» (Das besiegte Leben) schrieb er von diesem «Göttlichen» im Menschen. Es ist erhellend, dazu die Sätze aus der Prosabetrachtung von 1934 «Den knutna näven» (Die geballte Faust) zu stellen: «Auch für den nicht religiösgläubigen Menschen gibt es ein Mysterium höchster Werte, auf dessen Existenz das menschliche Dasein in letzter Instanz ruht.» Aber – und das ist entscheidend – dieses Mysterium höchster Werte ist vom Menschen selbst geschaffen worden: «Unser ganzes Dasein hebt sich von einem Hintergrund von Dunkel ab. Es mußte für das Licht gesorgt werden, damit es möglich war, das bewußte Leben auszuhalten. Und es wurde dafür gesorgt» – aber nicht etwa von einem transzendenten Gott, sondern vom Menschen selbst. So spricht Lagerkvist vom Drüben, vom heiligen Land, vom Göttlichen usw. Aber sein Übersinnliche hat keine echte Wirklichkeit. Im Grunde ist es für ihn, den freigeistigen, agnostischen Humanisten nur eine zwielich-

tige, schillernde Mythisierung menschlicher Grunderfahrungen und Sehnsüchte.

Im «Pilger zur See» ist aber vielleicht trotz allem ein Element zu spüren, das sich bisher bei Lagerkvist nicht in derselben Weise gefunden hat. Hintergründig, aber doch deutlich, scheint eine nackte, verzweifelte Bitterkeit durchzuschimmern über eine zusammengestürzte Welt des Humanen, über ein Menschenleben, das im letzten Grund doch nur Brutalität und Sexualität enthält. Und wenn wir nicht irren, so ist auch der Schluß des Buches im Sinne Lagerkvists so zu deuten. Für Tobias, den Pilger, erscheint ein Medaillon wie ein Symbol jenes fernen Strandes und jener vollkommenen Liebe, nach der er ausschaut. Giovanni hatte das Medaillon seiner einstigen Geliebten geraubt, weil er glaubte, es enthalte das Bild eines anderen und eigentlichen Geliebten. Es war ihm das geheime Symbol der vollkommenen Liebe, die er selber weder geschenkt noch gefunden hatte. Aber das Medaillon war leer ... Und trotzdem trug er es immer an seinem Herzen.

So scheint der Roman im Eingeständnis der Illusion aller endgültigen menschlichen Hoffnungen zu enden. Aber es ist eine Illusion, ohne die der Mensch eben nicht leben kann, während sein Boot «irgendwohin» treibt, «über das endlose Meer ... ohne irgend ein Ziel».

Symbol für die schwedische Situation?

Dieser Roman scheint uns wie ein Symbol für die schwedische Situation der Gegenwart zu stehen. In ihm wird sozusagen der Endpunkt eines radikalen europäischen Säkularisierungsprozesses sichtbar. Aber wir müssen hinzufügen: dieser Endpunkt könnte heute zugleich – zwar vielleicht nicht mehr beim 73jährigen Pär Lagerkvist, aber in anderen Schichten des Volkes – zum Anfang und zum Kairos einer neuen Besinnung auf das Christentum werden.

Für den tiefer Blickenden spiegelt sich in diesem Buch nicht nur die geistige Tragödie der christlichen Botschaft und des Religiösen in den letzten hundert Jahren in Schweden wider. Es kündigt sich darin zugleich eine Ausweglosigkeit des eingeschlagenen Weges an, das Fiasko eines positivistischen und agnostischen Menschenbildes – trotz allen äußeren Errungenschaften und Erfolgen – und im Grunde eine verzweifelte Verarmung des Humanen. Es ist ja bezeichnend, daß Lagerkvists Romangestalten, in «Ahasvers Tod» wie im «Pilger zur See», aus gestrandeten, einsamen, ausgebrannten, asozialen Menschen bestehen, die nurmehr eines physiologischen Schmerzgefühls, aber nicht eines wirklichen Mitleidens, nur einer Sinnenorgie, aber nicht einer wahren menschlichen Liebe, nur endloser Reden und Brutalitäten, aber nicht einer echten Gemeinschaft mehr fähig sind. Uns will scheinen, als ob im neuesten Buch die Bitterkeit darüber sichtbar wird. Lagerkvist zeichnet sich hier mit grellen, heftigen Farben.

Aber Schwedens Seele ist besser, als sie hier bei Lagerkvist zum Ausdruck kommt. In ihr ist der Reichtum echten Menschentums trotz manchen Verbiegungen nicht verschüttet. Man hat vor kurzem mit Recht bemerkt: Trotz aller Industrialisierung und Verstädterung, die im Norden sehr jung ist, ist das Erbe bäuerlicher Art in diesem Land noch spürbar erhalten in der Nähe zur Natur und in der Gradheit und Treuherzigkeit. Die Lebensklugheit ist trotz der Übermacht verkehrter und verkehrender Konventionen und trotz dem Bann einer verzerrten öffentlichen Meinung nicht verschwunden. Die Gesundheit ist wie eine Glut, die unter der Asche glimmt. Zwar binden Ideologien die Geister und geben sich als letzte Weisheit. Aber daneben lebt der gesunde Hausverstand. Er erweist sich vom Licht angesprochen, das aus den Dingen selber herausausschaut. Er zerreißt das Netz, in welchem er gefangen gehalten werden soll («Rheinischer Merkur», 16. 3. 1962).

Nicht zuletzt deswegen zeigt sich in überraschender Weise, daß auch die anima naturaliter christiana et religiosa in Schweden

trotz allem philosophischen Wert nihilismus in ihren Fragen und Reaktionen nicht zu töten ist. Wir können dem bekannten schwedischen Schriftsteller Alf Ahlberg nur zustimmen, wenn er neulich schrieb: «Es besteht kein Grund dafür, anzunehmen, daß das schwedische Volk seiner Anlage nach mehr unreligiös wäre als andere Völker ... Erstickt, verdrängt bis ins Unbewußte lebt im Gegenteil, wie ich glaube, bei großen Teilen unseres Volkes eine tiefe religiöse Sehnsucht. Wer immer nur ein wenig mit schwedischer Volkshochschuljugend zu tun hat, weiß das eine oder andere davon.» Und wenn auch im ganzen Land nur knapp 3 % der Bevölkerung einem Sonntagsgottesdienst in der Kirche beiwohnen, so hört nach einer staatlichen Untersuchung jeder dritte junge Mensch einen Gottesdienst oder eine Morgenandacht im Radio an, und jeder vierte bezeichnet sich als «aktiv religiös». Es ist bezeichnend für die schwedische Seele, wenn Dag Hammarskjölds Lektüre sich in den letzten Lebensjahren – er stammte aus einer liberalen Uppsalienser Familie – mit Vorliebe den christlichen Mystikern zuwandte, einem Johannes v. Kreuz, der Imitatio Christi von Thomas a Kempis u. a. Aber ebenso signifikativ ist es, wenn im Fall «Finkbine» vor einigen Wochen die Stellungnahme von Radio Vaticana auch in großen kulturradikalen Tageszeitungen an auffälliger Stelle und engagiert mit pro und contra diskutiert wurde – mit demselben Engagement, mit dem im Augenblick der Prozeß von Liège erörtert wird. Es tauchen dabei in Zeitungen mit prononciert antichristlicher Einstellung Argumente des Inhalts auf, es müsse doch Sicherungen für die Achtung vor dem Menschenleben geben. Nicht nur das historisierende christliche Volkstheater erfährt heute vielerorts in Schweden und auf der Insel Gotland eine Neubelebung. Auch das aktuelle religiöse Mysterienspiel erlebt unter der Inspiration von Olof Hartmann in Sigtuna eine Renaissance, bei dem bedeutende Stockholmer Schauspieler mit spürbarem Interesse mitwirken. Ingmar Bergman hat in seinem letzten Film «Såsom i en spegel» deutlicher als früher die religiöse Frage aufgegriffen, wobei freilich eine gewisse Zwielfichtigkeit der Aussage bestehen bleibt. Vor allem erhält man den Eindruck, daß die Jugend durchaus nicht tot ist für transzendente und religiöse Fragestellungen. Eine innere Unruhe und Heimatlosigkeit kennzeichnet sie in nicht geringen Schichten, die nur darauf zu warten scheint, daß ihr die Ideale einer echten und kraftvollen

Welt- und Lebensanschauung gezeigt würden. An der letzten Sommeruniversität, die alljährlich eine interessierte Elite der skandinavischen Hochschuljugend in den Ferien zusammenführt, kreiste eine der Fragen um Wissenschaft und Weltanschauung und die Stimmen mehrten sich, die über einen rein empiristischen Wissenschaftsbegriff hinaus auf seine Grundlagen in einer Transzendentalphilosophie und Anthropologie hinwiesen.

Nein, Schwedens Seele ist ein schlagender Beweis gegen Pär Lagerkvist und dafür, daß der Mensch nicht von einem agnostischen Positivismus und auch nicht von einer säkularisierten Welt des 20. Jahrhunderts allein zu leben vermag. Zwar ist sie von großen Gefahren umlauert in einer Atmosphäre pragmatischer, gleichgültiger Indifferenz. Aber zugleich schlägt für viele die Stunde der Frage nach Gott und nach dem echten christlichen Glauben. Auch in Schweden vollzieht sich heute ein Adventus Domini.  
Hermann Seiler, Uppsala

**Steyler Missionschronik 1962.** 205 Seiten, kart. DM 7,80, geb. DM 9,80. Steyler Verlagsbuchhandlung, Kaldenkirchen (Rheinland).

Die seit 1959 alljährlich erscheinende Steyler Missionschronik ist diesmal hauptsächlich Lateinamerika gewidmet. Der Bildteil, der 80 Seiten umfaßt, berichtet ausschließlich über dieses Thema. Auch im Textteil sind 21 Seiten dafür reserviert. Außerdem orientiert die Chronik über das neueste Wirken der Steyler Missionare auf den Philippinen, Neuguinea, Japan, Formosa, Indien, Indonesien, Ghana und Kongo. Acht Steyler Missionsbischöfe zeichnen als Verfasser der Hauptberichte. Diese sind am Rande durch ein Mosaik von Kurznachrichten aufgelockert. Eine wertvolle Ergänzung dazu bilden die sieben geographischen Karten, die der Schweizer P. Heinrich Emmerich SVD, Kartograph an der Propaganda Fide in Rom, gezeichnet hat. Alle Beachtung verdient auch der Beitrag «Das Christentum begegnet nichtchristlichen Kulturen». Dieser aktuelle Aufsatz stammt aus der Feder des Schweizer P. Dr. Hugo Huber SVD, Professor der Ethnologie an der Universität Fribourg. Von Interesse ist auch der Kurzbericht über das Schweizer Missionsjahr.  
S. M.

**Herausgeber:** Apogetisches Institut des Schweizerischen Katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10 / 11.

**Druck:** H. Börsigs Erben AG, Zürich 8.

**Abonnements- und Inseratenannahme:** Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

**Abonnementspreise:** Schweiz: **Gönnerabonnement jährlich Fr. 18.-;** **Abonnement jährlich Fr. 13.50;** **halbjährlich Fr. 7.-.** Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. **Studentenabonnement für alle Länder ist Halbjahresabonnement.** – **Belgien-Luxemburg:** bFr. 190.-/100.-. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C. C. P. No 218 505. – **Deutschland:** DM 15.-/8.-. Best- und Anzeigenannahme durch Administration Orientierung, Scheideggstr. 45, Zürich 2. Einzahlungen an Volksbank Mannheim, Mannheim, Konto Nr. 785, Psch A. Ludwigshafen/Rh., Orientierung. – **Dänemark:** Kr. 25.-/13.-. Einzahlungen an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. – **Frankreich:** Fr. 17.-/9.-. Best. durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, C. C. P. 1065, mit Vermerk: Compte Etranger Suisse 644 286. – **Italien-Vatikan:** Lire 2200.-/1200.-. Einzahlungen auf c/c 1/4444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. – **Oesterreich:** Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG, Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 142181. Sch. 90.-/50.-. USA: jährlich \$ 4.-.

### IM PREIS ERMÄSSIGTE BÜCHER:

	statt DM	nur DM
Blarer, Briefe des Thomas More. Ln. . . . .	14.40	4.95
Heim, Wappenbrauch und Wappenrecht in der Kirche. Ln. . . . .	15.80	9.80
Siemer, Aufzeichnungen und Briefe. Ln. . . . .	10.80	2.95
Schaefer, Durch Christus zum Vater. Hln. . . . .	12.80	3.95
Schreyer, Bildnis der Mutter Gottes. Mit 64 Taf. Ln. . . . .	18.50	9.25
Weismantel, Die guten Werke des Herrn Vinzenz. Ln. . . . .	8.80	2.80
Haecker, Tag- und Nachtbücher 1939/45. Ln. . . . .	15.-	7.70
Nink, Metaphysik des sittlich Guten. Ln. . . . .	9.80	3.25
Newman, Geschichte meiner religiösen Überzeugungen. Ln. . . . .	12.80	8.50
Seiler, Philosophie der unbelebten Natur. Ln. . . . .	18.-	7.80
Ziegler, Menschwerdung. 2 Bde. Ln. . . . .	42.-	25.-
Babinger, Mehmed der Eroberer und seine Zeit. Ln. . . . .	36.-	12.-
Gregor, Alexander der Große. Ln. . . . .	14.-	6.80
Heenken, Rogier van der Weyden. Mit 135 Tafeln. Ln. . . . .	29.-	12.80
Schmieder, Benediktinerkloster St. Blasien. Mit 123 Tafeln. 4 <sup>o</sup> . Hln. . . . .	55.-	19.80
Schwarz, Vom Bau der Kirche. Ln. . . . .	9.50	4.50

Modernes Antiquariat - Unbenützte Werke - Verlangen Sie unsere Verzeichnisse im Preis ermäßigter Bücher.

**F. H. KERLE**, Abt. Antiquariat — 69 Heidelberg 2, Postfach 20

### Katholischer Verlag in Zürich sucht Sekretärin

Wenn Sie Freude an Büchern haben und Wert auf selbständiges Arbeiten legen, erbitten wir Ihre Offerte mit Gehaltsansprüchen. Französisch-, Englisch- und Italienisch-Sprachkenntnisse erwünscht. Eintritt nach Übereinkunft. Offerte unter Chiffre SH 45 an Administration Orientierung, Scheideggstr. 45, Zürich 2